

«Fetish and Dreams» von Steff Gruber

# Die einfachste Sache dieser Welt

«Fetish and Dreams» des Schweizer Steff Gruber: Nochmals setzte – nach «Signal 7» – ein mit der Videokamera gedrehter Film im Wettbewerb von Locarno einen Akzent. Steff Gruber allerdings macht, anders als Rob Nilsson, das Medium, mit dem er arbeitet, zum Thema, und wo die Bilder herkommen, sieht man auch nach dem Umkopieren auf 35-mm-Film.

Verena Zimmermann/Locarno

Der Zürcher Steff Gruber geht durch New York. Im Ohr die Stimmen von Frauen, die über Telefon einen Partner suchen: Sie preisen ihre Reize, ihre Anmut, ihre Intelligenz an. Steff Gruber, der Filmemacher, ist in New York, um dem Geschäft mit den Singles auf die Spur zu kommen. Marcy und Lea, die ein Beratungsinstitut für Kontaktsuchende betreiben und Kursabende abhalten, weihen Steff und sein Team ein in die Tricks. Phantasie sei alles und Planung: die richtige Visitenkarte, zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort. Das Geschäft mit der Einsamkeit

treibt noch andere Blüten. Es gibt Büros, die für Männer Sex per Telefon vermitteln: Man ruft an, gibt seine Wünsche bekannt, schickt einen Scheck von dreissig Dollar, nach ein paar Tagen kann man sein R-Gespräch abrufen. Steff Gruber hat eines in den Film genommen, in seiner ganzen Länge. Im Bild der Telefonapparat, aus dem Off die Stimme der Frau. Die Szene geht unter die Haut, eine von jenen Szenen, über die man sich später im Rückblick auf die Filme unterhält.

## Spielerisch, in der Schwebe

Während der Recherchen in diesem «business with loneliness» geht Steff Gruber noch einer ganz persönlichen Suche nach: Er hat im Flugzeug Zürich–New York eine junge Frau gesehen, die er wiederfinden will. Sie ist Schweizerin, Musikstudentin in Boston. Mehr weiss er nicht. Nur noch den Vornamen kennt er: Michèle. Die Recherchen und die Suche laufen parallel: Je gespensterischer die organisierte Partnerjagd anzumuten beginnt, um so näher kommt Steff Gruber dem, was er sucht. Er trifft Michèle und denkt weiterhin in Bildern: Jetzt richtet er die Kamera auf das, was nicht planbar ist, auf das Leben, auf das, was ihm mit Michèle passiert. «Ich liebe dich», sagt er zu ihr. Er sagt es, und er sieht es sich sagen im Monitor; er meint es ernst, aber die Kamera und das Bild zwingen ihn, auch das, was er ernst meint, zu hinterfragen.

Am Schluss sitzt Steff Gruber in Zürich in seinem Arbeitsraum, über den Bildschirm lässt er die Aufnahme – Michèle vor einer weissen Wand mit ihrem Satz «Ich liebe dich» – vor- und zurücklaufen. Man hat dabei noch die Worte im Ohr, mit denen er in New York seine Liebeserklärung machte; man sieht noch das Bild der beiden, die sich umarmen und nicht wissen, ob sie es morgen auch noch tun.

Die einfachste Sache der Welt in einem einfachen Bild, unmittelbar; nochmal eine Szene, die unter die Haut geht, anders, zärtlicher als die arrangierte Telefonszene. Der schönste Liebesfilm, denke ich für einen Augenblick. Vielleicht, weil er einen in eine spielerische Stimmung versetzt, und vielleicht auch, weil er von einer verkehrten Welt berichtet und daneben vom Versuch, in der eigenen Welt zu rechtzukommen. Dies immer in der Schwebe zwischen Fiktion und Dokument.

«Fetish and Dreams», auch eine Uraufführung, war eine Überraschung und nach «Höhenfeuer», dem Gran Pre-niv-Gewinner, ein weiterer, aber auch

ein letzter Höhepunkt im Locarno-Wettbewerb. Zwei Schweizer Filme also unter den wenigen, die einzuschlagen vermochten. Ein seltener Zufall.

Die letzten Tage des Wettbewerbs waren, auch abgesehen von «Fetish and Dreams», geprägt von experimentierfreudigen, offen, persönlich gehaltenen Filmen. «Tagediebe» zum Beispiel: Zwei Männer und eine Frau in West-Berlin, sie hängen herum, verdienen nur gelegentlich etwas, wissen nicht so recht, was sie wollen. Der in Berlin lebende Ostschweizer Marcel Gisler, fünfundzwanzig, erzählt in grauem Schwarzweiss, «wie ich und meine Freunde leben». Bei nicht wenigen fand die tagebuchartige Selbstbespiegelung, die an ihren besten Stellen ironisch gebrochen wird, Anklag – trotz eigenartig weltfremd und weltfern klingender Dialoge und trotz vieler dramaturgischer Unbeholfenheiten.

Ähnlich rat- und ziellos bewegen sich in Eric Mitchels «The Way it is» junge Leute in New York. Sie spielen Theater, proben Cocteau's «Orphée» und werden plötzlich mit dem Tod der Hauptdarstellerin Eurydice konfrontiert. Alle suchen nach dem Grund für den Tod. Jeder stösst schliesslich nur auf sich selbst, auf seine Ich-Bezogenheit, auf sein Versagen. Aber in eben diesem Kreis bewegt sich auch der Film. Der Spiegel, in dem sich spiegelt, was war, ist undurchlässig; was war, begreift man nicht.

Allerdings: je mehr konventionell formulierte Filme man sieht, um so mehr gewinnen solche Aussenseiter an Gewicht. Das mag, unter anderem, mit ein Grund für die Jury gewesen sein, «Tagediebe» mit einem Spezialpreis auszuzeichnen. Dagegen lag schon lange in der Luft, an wen der «Pardo d'oro», der Goldene Leopard, gehen würde, und der Auszeichnung von Fredi Murer's «Höhenfeuer» wurde denn auch einhellig applaudiert.

## Harte Geschichten

Ebenfalls erwarht wurde die Auszeichnung, die mehrfache, des japanischen «Himatsuri», eines Films, der wie «Höhenfeuer» eine harte Geschichte in einer sehr entschiedenen, gewissermassen auch harten Bildsprache erzählt: Die Geschichte eines Mannes, der als Jäger und Holzfäller ganz in der Natur und vertraut mit den Traditionen lebt. Mitsuo Yanagamachi erzählt in ungewohnten Brechungen. Plötzlich, unvermittelt, eine Wahnsinnstat: Er erschiesst seine Frau, seine Kinder, sich selbst. Der Regisseur besitzt in dem Dorf, in dem sich Tatsuo tatsächlich umgebracht hat, ein Haus. Den Grund

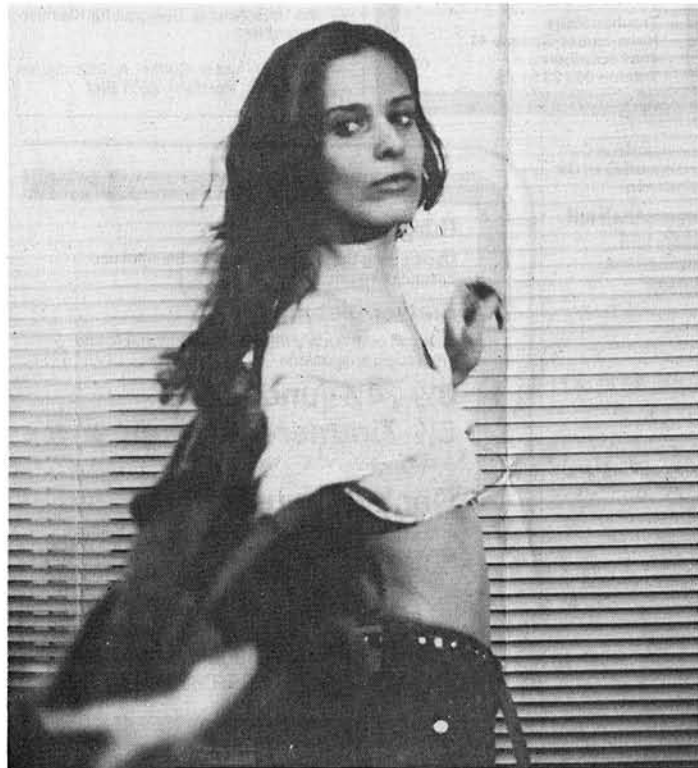
des Selbstmordes begreife er immer noch nicht. In seinem Film freilich erzählt er die Geschichte so, dass vom Schluss her auf einmal das, was die ganze Zeit vorher befremdlich und unverständlich schien, in sich stimmig wirkt.

Zu den harten Geschichten wäre auch Jacques Rivettes «Hurlevent» zu zählen, nur kommt hier zur Härte des Stoffes der Hang zur Monumentalisierung der Bilder und zum Pathos. Darunter ersticken die Zwischentöne, erstickt das Leben. «Hurlevent» lief ausser Konkurrenz auf der Piazza: Stark war das Piazza-Abend-Programm zu Beginn – und es war nicht die schlechteste Idee, hier ebenso wie im Wettbewerb gleich am Anfang Akzente zu setzen. Erstaunlich nämlich, dass selbst bei schwächer werdendem Programm die Stimmung gehoben blieb.

## Zeit und Strenge

Verantwortlich für die Programme ist David Streiff, der Direktor des Festivals. Man kann fast sagen: Er ist der Autor, vor allem des Wettbewerbs: «Noch nie habe ich so viel Zeit und Strenge dafür aufgewendet.» Freilich gab es wieder, auch dieses Jahr, Filme, deren Wahl, zumindest unter ästhetischen Gesichtspunkten, nur schwer verständlich war. Ich denke vor allem an «Liebe und Tod» des Bundesdeutschen Nanna Relia – eine eigenartige Phantasie um Frauen in einer männerlosen surrealen Situation in kalten Bildern –, oder ich denke an «Inganni» von Luigi Faccini, der die Geschichte des jahrelang im Irrenhaus eingesperrten italienischen Dichters Dino Campani erzählt, ich denke auch an «Desert Hearts» von Donna Deitch, eine Liebesgeschichte zwischen zwei Frauen, amüsant und ironisch zwar, aber in der Anlehnung (und Reflexion) des gängigen Kinos denn doch nicht ironisch genug.

Daneben, wie gesagt, die mutigen Entscheidungen, die Wahl von Aussenseitern (zu denen, von ihrer Biographie her Donna Deitch freilich auch gehört), die Wahl von experimentierenden Filmen: Es zeigt sich, dass diese Filme – manche mit kleinen Budgets gedreht – den stärksten Eindruck hinterlassen haben. Von ihnen hat das Festival seinen Drive erhalten. Man kann sich nur wünschen, dass David Streiff mit seinem Gespür und seinen Augen für dieses Kino noch vermehrt Unterstützung findet und dass er in dieser Richtung nur immer fündiger wird. Sich noch mehr zu spezialisieren im Wettbewerb: Davor sollte Locarno sich nicht fürchten. □



Die Bilder des Lebens. Michèle Rusconi in «Fetish and Dreams».

(Foto: zvlg.)